Das weiße Zimmer

Roman von Fergus Hume.

(13. Fortsetzung.)

Als Auguste das Zimmer verlassen, zog Julia den Dolch hervor und betrachtete ihn sinnend. Während sie vorsichtig die Spitze prüfte, kam Minnie heran und bat die Mutter um das schöne Spielzeug.

„Nein, mein Liebling," sagte Frau Feller, das Kind beiseite schiebend, „es gehört Mama. Und sag Tante Laura nicht davon." Die letzten Worte wiederholte sie, als sie Lauras Schritte auf dem Korridor hörte. Dann küßte Julia ihr Töchterchen und steckte die Waffe wieder ein.

„Ist noch niemand da?" fragte Laura, die etwas Bedrücktes in ihrem Wesen hatte.

„Nein. Erwartest Du vielleicht Herrn Calvert?"

„Nein, das nicht. Er wird wohl kaum hierher kommen", versetzte Laura mißmutig.

„Das sagtest Du neulich schon und dennoch fand ich ihn hier im weißen Zimmer mit Walter zusammen."

„Lassen wir das Thema fallen", versetzte Laura. „Du wirst Arnold doch nie und nimmer Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Ich würde es mit Freuden tun, wenn er reich wäre," erwiderte Julia offen. „So ist es keine passende Partie für Dich. Und dann, Laura, Du weißt doch herzlich wenig über ihn —"

„Aber ich weiß nur günstiges," unterbrach sie das junge Mädchen und nahm in einem Stuhl Platz.

„Hat er Dir schon viel von seinem Leben erzählt?"

„Gewiß. Sein Vater und seine Mutter starben, als er noch klein war. Er wurde bei seinem Vormund erzogen. Er besitzt ein kleines Vermögen und ging zur Bühne —"

„Hast Du ihn schon in dem neuen Stück gesehen?" unterbrach sie Frau Feller und nahm ihre Handarbeit von neuem auf. „Wolltest Du nicht mit dieser Gerda Baldwin ins Viktoria-Theater gehen?"

„Ich bin auch dort gewesen mit Gerda und finde das Stück sehr schön."

„Ist es ein modernes Stück?" fragte Julia.

„Ja," antwortete die jüngere Schwester. „Es ist ein Dreiakter und heißt: „Der dritte Mann".

„Die Ankündigung des Stückes und eine flüchtige Beschreibung habe ich gelesen, liebe Laura. In dem zweiten Akt kommt ein Maskenball vor. Tritt Herr Calvert in diesem Akt nicht als Maske auf?"

„Ja, als Venezianer. Weshalb fragst Du?"

Julia wich dieser Frage aus, indem sie ernst fortfuhr: „Als ich neulich Herrn Calvert mit Walter zusammenfand, wollte ich ihm den Artikel über das weiße Zimmer in Hampstead vorlesen. Darin stand, daß dieses weiße Zimmer in der Blumenstraße einer Frau Brand gehört. Herr Calvert gab zu, eine Cousine namens Flora Brand zu haben, und ich glaube, daß sie die Ermordete ist."

„Du hast kein Recht, das zu behaupten", entgegnete Laura rasch.

„Ich habe keine Beweise für diese Behauptung", fuhr Julia in herausforderndem Tone fort, „aber ich bin überzeugt, daß Calverts Cousine hier ermordet wurde!"

Laura, die abwechselnd rot und blaß wurde, sah ihre Schwester fest an. „Was willst Du damit sagen?"

„Herr Calvert tritt im zweiten Akt des neuen Stückes als Venezianer auf. Sehr wahrscheinlich trägt er auch einen Dolch — einen Bühnendolch!"

„Natürlich. Was weiter?"

Frau Feller zog den Dolch aus ihrer Tasche. „Das hier ist ein Dolch, wie man ihn beim Theater benutzt. Der Griff ist von wertlosem Metall und die Steine sind aus buntem Glas. Meine Köchin fand ihn in der Müllgrube."

Laura nahm die Waffe in die Hand und betrachtete sie aufmerksam. „Und was weiter?"

„Die Ermordete war seine Cousine — der Dolch ist ein Bühnendolch — Herr Calvert kommt öfters in unser Haus. Wenn Du Dir das alles zusammenreimst, liebe Schwester, dann —"

„Halt!" rief Laura in zornigem Tone. „Ich glaube es nicht! Aus welchem Grunde sollte Arnold hierhergekommen und seine Cousine getötet haben — wenn sie überhaupt seine Cousine war?"

„Er hat zugegeben, daß sie es war!"

„Er hat geäußert, daß er eine Cousine namens Flora Brand habe. Wir wissen aber nicht, ob die Ermordete diese seine Cousine war."

„Wenn man in Betracht zieht, daß sie auch ein weißes Zimmer —"

„Das ist Zufall!"

„Ein merkwürdiger Zufall! Uebrigens, hast Du Herrn Calvert jemals einen Hausschlüssel gegeben?" fragte Julia plötzlich.

„Wie darfst Du so etwas sagen! Willst Du mich nicht auch beschuldigen, Arnold bei dem Mord unterstützt zu haben?"

„Ah! Du hast soeben zugegeben, daß er die Frau ermordete!" sagte Frau Feller schnell.

„Um Gotteswillen! Du machst mich ja ganz verwirrt! Es ist lächerlich! Ich verliere noch ganz und gar den Kopf!" Laura lief erregt im Zimmer auf und ab. „Er tat es nicht — nein, nein, er tat es nicht! Welches Motiv hätte er gehabt —"

Frau Feller hatte sich erhoben und trat auf die Schwester zu. „Laura", sagte sie in entschiedenem Ton, „Du weißt etwas. Ich bin davon überzeugt! Walter ist es auch aufgefallen, daß Du nicht mehr so liebenswürdig zu Herrn Calvert bist wie früher. Was weißt Du?"

„Nichts!" stieß Laura hervor. Da faßte Julia die Schwester plötzlich bei beiden Ellbogen und zwang sie, ihr ins Gesicht zu sehen.

„Laß mich los, Julia!"

„Nicht eher, als bis Du mir sagst —"

„Frau Baldwin", meldete der Diener in diesem Augenblick. Im Nu war Julia Feller die stolze, gemessene Frau. Sie ging Frau Baldwin entgegen und reichte ihr die Hand. „Wie nett von Ihnen, daß Sie kommen", sagte sie in ihrem liebenswürdigsten Tone. „Laura und ich spielen soeben eine Szene des Stückes, in welchem sie gelegentlich einer Wohltätigkeitsvorstellung mitzuwirken versprochen hat", erzählte Frau Feller. „Lauras Rolle ist etwas sehr tragisch. Bitte, nehmen Sie Platz, Frau Baldwin. Wie gut Sie aussehen!"

Ganz verwirrt von diesem auf sie einstürmenden Redestrom nahm Frau Baldwin auf dem Sofa Platz.

Laura war der Schwester — vielleicht das erste Mal in ihrem Leben — dankbar, verbarg den Dolch in ihrer Tasche und trat an das Fenster, um sich einigermaßen zu fassen. Die Anklage Julias hatte sie ganz verwirrt gemacht, sie konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Sie wußte allerdings etwas, aber Julia mit ihrem gefühllosen, unsympathischen Wesen wäre die Letzte gewesen, der sie es anvertraut hätte. Die beiden Schwestern waren inbezug auf Charakter und Wesen wie Tag und Nacht.

Frau Baldwin sah aus wie ein in den Regen gekommener Paradiesvogel. Sie war in alle möglichen Farben gekleidet. Verschiedenes an ihrer Kleidung war neueinu, anderes dagegen ganz alt. Ihre Handschuhe waren von verschiedener Farbe und verschiedener Größe. Wahrscheinlich hatte sie in der Eile einen von Gerdas und einen von ihren eigenen Handschuhen erwischt. Sie schien selber zu fühlen, daß ihre Kleidung nicht tadellos sei.

„Es war schon so spät. Ich mußte mich beeilen. [illegible] habe ich in der Hast das erste angezogen, was da lag", sagte sie mit ihrer ewig jammernden Stimme. „Aber nachdem der Professor mir alles erzählt, wollte ich gern die Erste sein, die Fräulein Laura Glück wünscht. Nein, so ein Umschwung in den Verhältnissen des jungen Mannes!"

„Sprechen Sie von Herrn Calvert?" fragte Julia mit einem Seitenblick auf Laura.

„Von wem denn sonst? Meine Tochter Gerda sagte mir, daß Fräulein Mason und Herr Calvert —"

„Sprechen Sie nicht davon" unterbrach sie Laura heftig, die es empörte, daß diese Klatschbase über ihre Herzensangelegenheit redete.

„Doch, bitte, Frau Baldwin, erzählen Sie nur weiter", warf Julia überaus freundlich ein. „Wir sprachen gerade von Herrn Calvert, als Sie kamen."

„So? Ich dachte, Sie spielten Theater?"

„Nun ja, freilich", log Frau Feller. „Herr Calvert spielt nämlich den Liebhaber und ich probierte vorhin seine Rolle."

Laura widerlegte diese abscheuliche Lüge nicht, sonst hätte sie später eine höchst ungemütliche Viertelstunde mit Julia gehabt.

„Wer ist der Professor?" fragte sie, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Aber, liebes Fräulein Laura, Sie kennen ihn doch! Er ist der große, dunkle Herr, der in meinem Häuschen am Ende der großen Wiese wohnt."

„Ach ja, ich entsinne mich. Ich sprach einmal mit ihm — aber nur einige Augenblicke. Und was sagte er Ihnen über Arnold — über Herrn Calvert?"

„Sie brauchen sich nicht zu genieren, ihn beim Vornamen zu nennen, liebes Fräulein," bemerkte Frau Baldwin. „Liebende sind Liebende, nicht wahr, Frau Feller?"

„Es scheint so", erwiderte Julia kühl. „Was sagten Sie doch vorhin von dem Professor?"

„Er erzählte mir, Herr Calvert habe ein riesiges Vermögen geerbt."

„Ein riesiges Vermögen?" stieß Laura hervor und wurde noch bleicher als vorher.

„Na aber, das wissen Sie doch längst", sagte Frau Baldwin lächelnd. „Die in Ihrem Hause Ermordete war ja seine Cousine."

Laura stieß einen leichten Schrei aus und starrte die vor ihr Sitzende entsetzt an, Julia jedoch rief rasch: „Ja, wir wissen es. Hat diese Frau Herrn Calvert ein Vermögen hinterlassen?"

„Professor Bocaros behauptet es wenigstens," versetzte die Gefragte. „Fünf Millionen Mark! Ich glaube, er wird eine große Belohnung für die Entdeckung des Mörders aussetzen", fügte Frau Baldwin schaudernd hinzu.

„Hoffen wir es", meinte Julia kühl. „Laura, Du fühlst Dich nicht wohl. Lege Dich lieber ein wenig nieder."

„Ja, Du hast Recht" erwiderte die Schwester mechanisch und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer. Zum großen Erstaunen Frau Baldwins folgte ihr Julia, ergriff draußen Lauras Arm und raunte ihr ins Ohr: „Du wußtest kein Motiv dafür, daß Arnold Calvert diesen Mord begangen haben sollte — jetzt hast Du eins! Es geschah um des Geldes willen!"

11. Kapitel.

Arnold Calvert hatte in einer stillen Straße von Bloomsbury zwei möblierte Zimmer inne. Das Haus, in welchem er wohnte, gehörte einer Frau Barney, die früher an der Bühne gewesen war, was ein Eingeweihter ihren ganzen Bewegungen und ihrer Sprechweise noch heute anmerken konnte.

Arnold Calvert war ihr der liebste von allen ihren Mietern. Da er ein „Kollege" von ihr war, gab sie ihm oft gute Ratschläge, die der junge Mann mit gutem Humor und anscheinender Aufmerksamkeit anhörte. Infolgedessen hatte sie ihn in ihr Herz geschlossen. Sie erwies ihm ihre mütterliche Zuneigung dadurch, daß seine Zimmer besser in Ordnung gehalten und seine Mahlzeiten besser zugerichtet wurden, als die der andern Mieter. Calvert bewohnte im ersten Stock ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer. Das letztere war sehr geschmackvoll eingerichtet. Arnold hatte den Krimskram, mit welchem sich seine Kollegen die Wohnung vollzustopfen pflegten. Er hatte daher alle billigen Nippessachen verbannt. Die Portieren und der Teppich waren von dunkelroter Farbe, Stühle und Sofa mit Leder überzogen und an den Wänden befanden sich zwei große mit guten Büchern angefüllte Regale. Calvert las sehr gern, was er schon auf der Universität, die er einige Jahre besucht, getan. In der einen Ecke stand ein kleines Piano. An der einen Wand und auf einem kleinen Tisch befand sich eine Anzahl von Fechthandschuhen, Schlägern, Fechtsmasken und ähnlichen Dingen. Da Arnold sehr ruhig lebte, hatte er Zeit genug, seiner Vorliebe für literarische Arbeiten zu huldigen, was auch das Vorhandensein einer Schreibmaschine bewies.

Arnold Calvert war blond und sehr hübsch. Sein Gesicht hatte einen klassischen Schnitt und war glatt rasiert. Sein Haar war leicht gelockt und aus der hohen, weißen Stirn zurückgebürstet. Zwei dunkelblaue Augen mit ernstem Ausdruck verrieten einen tiefangelegten Charakter. Jetzt jedoch zeigte dieses hübsche männliche Antlitz einen düsteren Ausdruck.

Der Grund dazu war die Gegenwart zweier Herren, die in der Nähe des Fensters saßen. Arnold selbst stand am Kamin, die Hände in die Taschen seines Jacketts versenkt. Als er von einem Spazierritt nach Hause gekommen, hatte seine Wirtin ihn mit der Nachricht überrascht, zwei Herren warteten seiner. „Professor Bocaros" berichtete sie, „sieht man trotz seiner schäbigen Kleidung an, daß er ein vornehmer Mann ist. Der andere aber, Herr Jascher, ist ein ganz gewöhnliches Subjekt."

Das war ein hartes Urteil über Herrn Jascher, der durchaus kein so gewöhnlicher Mensch war, wie Frau Barney ihn hinstellte. Er war ein ziemlich dicker, älterer Mann. Man sah es dem feisten, roten Gesicht mit den dicken Lippen an, daß er den leiblichen Genüssen des Lebens sehr zugetan war. Die grauen, manchmal ziemlich schillernden Augen gaben seinem Gesicht einen verschlagenen Ausdruck und sein sehr volles Haar war bereits ergraut. Mit den dicken, über den sehr umfangreichen Leib gefalteten Händen sah Herr Jascher eher wie alles andere, nur nicht wie ein Privatdetektiv aus.

„Weshalb bringen Sie diesen Herrn zu mir?" wandte sich Arnold kurz an Bocaros.

(Fortsetzung folgt.)

„Die gräßlichen Dinger."

Skizze von Sophie Freiin Sjerna.

Ihm waren sie niemals „gräßlich" vorgekommen, im Gegenteil, er hatte mit der ganzen Liebe, deren nur ein Kinderherz fähig ist, an ihnen gehangen. Er hatte sie schon gefunden, als die andern beim Auflösen seines elterlichen Haushaltes sie achtlos in den Lumpensack warfen; nur mit Mühe hatte er sie sich von dort wieder hervorgeholt und sie dann wie einen köstlichen Schatz behütet und mit sich herumgeschleppt.

„Was willst du denn damit? Laß doch die gräßlichen Dinger da, wo sie sind," hatte der fremde Herr, den man ihm als seinen Onkel bezeichnet hatte, überrascht ausgerufen, als er unvermutet hinzukam, wie der kleine zehnjährige Junge mit seiner Beute abzog. Der aber hatte ihn mit seinen großen blauen Augen erstaunt angesehen, — hatte er denn recht gehört: „gräßliche Dinger" hatte der Herr gesagt und der süße Väterchens Bruder sein! Sie waren doch seinem über alles geliebten Väterchen gehört und nun sollten sie „gräßlich" sein! — Er konnte sich noch so gut darauf besinnen, wenn an Kaisers Geburtstag der Vater zur großen Parade ritt und der Mutter und ihm, die oben meist am Fenster standen, noch einmal zuwinkte; da hatte der Fuchs die beste Schabrade getragen und der goldene Namenszug hatte nur so in der Sonne geglüht mit Helm und Schärpe um die Wette, und der kleine Bub hatte jauchzend in die Hände geschlagen. „Mutter, wenn ich groß bin, kann ich denn mal ganz genau so aussehen wie der Papa?" „Gewiß, Hans," und die blonde, blasse Frau hatte ihn zärtlich geküßt. „Werde wie dein Vater," waren auch die letzte Worte gewesen, die er von ihr vernommen hatte, als sie zugleich mit dem neuen kleinen Schwesterchen die Welt verließ. Auf Nimmerwiedersehen verließ, was Hans erst allmählich klar wurde, als der Vater und er nun wirklich allein blieben. Jetzt aber war er ganz allein, denn vor einigen Tagen hatten sie auch seinen Vater in die kühle Erde gesenkt. Er sei mit dem Fuchs gestürzt, hieß es, und Hans mußte es glauben, so verzweifelt er sich dagegen wehrte. Neuer Väterchens Grab schog man eine Salve, und die Regimentsmusik spielte, und gar viele Hände strichen durch seinen blonden Wischertopf.

„Der Fuchs! Wo ist der Fuchs?" hatte er immer wieder gefragt, vielleicht in der unbestimmten Hoffnung, durch das Tier noch mehr von seinem Vater zu erfahren, und erst als auch hier die Antwort lautete „tot, erschossen", kam ihm der Schmerz über den großen Verlust so recht zum Bewußtsein. Nun war er ganz allein unter den vielen fremden Gesichtern. Was half's, daß er sich stundenlang im leeren Pferdestall aufhielt, um nur niemand seine Tränen sehen zu lassen. Väterchen und der Fuchs, sie kamen ja doch nicht wieder.

Da war es ihm heute wie ein Gruß von diesen beiden gewesen, als er im Lumpensack das Stück Schabrade fand.

„Da sind die Motten drin," hatte die eine Tante gemeint und es fortgeworfen. „Aber in der Mitte noch nicht, liebe Minette," hatte eine zweite entgegnet und sich das heile Mittelstück „als Futter für irgend etwas oder zum Stopfen" hinausgeschnitten, dann erst waren die Seitenteile in den Lumpensack gewandert, wo ihr verblaßter Goldglanz sie dem Kinderauge verriet. — Zärtlich hatten seine Hände darüber gestrichen und, der Vergangenheit gedenkend, sie bildschön gefunden, bis er aus dem Munde des Onkels zum ersten Male das Wort von den „gräßlichen Dingern" vernommen. Freilich, so blank wie einst in der Sonne war der Namenszug nicht mehr, und der Stoff faßte sich auch so sonderbar an, aber das hatte er bald darauf gelernt, seit die Mutter ihn nicht mehr abbürstete und nicht mehr zu Hansens Freude mit Pfeffer bestreute.

Ja, die Mutter, wenn die noch da wäre, wäre wohl auch der Vater nicht so schnell gestorben; ob die beiden nun zusammen waren und auch manchmal an ihren kleinen, verlassenen Hans dachten! Warum sie bloß zugelassen hatten, daß die schöne Schabrade zerschnitten wurde? Jetzt freilich, wo es nur zwei Stückchen Stoff mit dem Namenszug waren, konnte sich der Onkel ja auch keinen Begriff mehr machen von der einstigen Schönheit.

Hansens Augen blitzten, fest preßt er seinen Schatz an sich und drückt ihn in die unterste Ecke des kleinen, ach, so kleinen, vorschriftsmäßigen Kadettenkoffers. Ein Seufzer entringt sich seiner Brust, wenn er denkt, wie er darin all die Dinge unterbringen soll, die er liebt und von denen ihm die Trennung schwerfällt. —

* * *

An der schmucklosen braunen Türe eines jeden Spindes, und es stehen sieben in dem großen luftigen Raum, hängt ein kleines, weißes Porzellanschildchen mit dem Namen des Besitzers, und der große, schlanke Junge, dem man den Stolz des eben eingekleideten königlich preußischen Kadetten von weitem ansieht, steht davor und besieht sich seine neue Heimat. — Denn das Spind ist erst die wahre Heimat des Kadetten, dort wird hineingetragen, was er liebt, was von Hause kommt; was sein muß, wie die Schulbücher und die Wäsche; auch mal ein verborgenes Stückchen Wurst, das aber binnen drei Tagen wieder entfernt sein muß, denn es geht alles korrekt und streng militärisch zu, und selbst das Spind wird von den Vorgesetzten revidiert.

„Nun, Schnappsack, wollen Sie Ihr Spind nicht einrichten?"

Durch die versonnen dastehende Gestalt geht es wie ein hörbarer Ruck. „Zu Befehl," murmelte er mechanisch, wie er es heute schon so oft gesagt und wie er es einst daheim vernommen hat.

„Hat Lebensart", nicht wohlgefällig der Stubenälteste; er sieht sich respektiert, das ist die Hauptsache, so kommt er langsam ein paar Schritchen näher. „Soll ich Ihnen mal zeigen, wie das gemacht wird? Das erste Fach. . . doch. . . Kadett von Müller machen Sie mal Ihr Spind auf." — Der Gerufene fliegt herbei.

„So, da können Sie es dann gleich am besten sehen, wie es gemacht sein muß, und Müller hilft Ihnen gern dabei. Sie sind ja Spindnachbarn. — Ich muß nur noch schnell diesen Brief erledigen und bitte um ein wenig Ruhe." —

Es ist Beschäftigungsstunde; da kann zwar ein jeder tun und lassen, was er will, doch der Wunsch des Stubenältesten — er ist Tertianer — wird von den jüngern Kameraden beachtet. Die lebhafte Unterhaltung, das lustige Lachen, denn nach dem eben verlebten Urlaub gibt es ganz besonders viel zu erzählen, geschieht in möglichst gedämpftem Ton. „Pst! Er schreibt!" Es herrscht fortwährendes Hin und Her, auch die Türe steht kaum still, die Kameraden aus den Nebenstuben müssen doch ebenfalls ihre Erlebnisse berichten und ihre Eindrücke über die hinzugekommenen Neuen austauschen.

„Du glaubst es nicht, was ich mit dem Neuen für Scherereien habe! Ehe die in menschlicher Verfassung sind!" prahlt ein Alter von der Nebenstube vor dem Freunde; „wie geht's denn bei dir?"

„O meiner macht sich; wollt's ihm aber auch geraten haben," ist die selbstbewußte Antwort.

„Weißt du schon, was Vater usw.?" Eine fragende Kopfbewegung nach dem Neuen hin.

„Gewiß. Vater — tot; aber Offizier gewesen, Kavallerist."

„Sooo, sehr angenehm für dich, meiner 's 'n verzogener Professorenjüngling; warum sowas nicht Pennäler bleibt, na!"

Der Neue, um den sich die Unterhaltung gedreht hat, ist mittlerweile beinahe mit dem Ordnen des Spindes fertig geworden. Seine Augen fliegen immer wieder zu dem kleinen Porzellanschildchen hin, da steht's: „Hans von Falten, Kadett", und das ist er. Stolz schwellt die junge Brust; der erste Schritt ist getan, nun wird er bald seinem Vater ähnlich werden.

Seinem toten Väterchen! —

„Sie müssen nur das Spind noch ein wenig mehr verzieren, etwas ausschmücken," weckt ihn der Kamerad aus seinen Gedanken: „sehen Sie, so! Haben Sie keine Bilder, ein paar Kotillonorden vielleicht, von der Schwester?" — Hans schüttelt den Kopf. —

„Keine Nippes?" — Abermaliges Verneinen; da ist guter Rat teuer, doch plötzlich geht es wie ein Leuchten über das junge Gesicht, ganz tief im Koffer verborgen, die Stücke aus Vaters Schabrade. Er sucht und seine Backen glühen, als er sie wohlverpackt ans Tageslicht bringt; neugierig sehen die Kameraden zu. Es ist so gut eingewickelt, da muß etwas Besonderes kommen. —

Ein „Ach!" entflieht ihrem Munde, aber es klingt mattlos enttäuscht. „Das sind ja gräßliche Dinger!" „Pfui!" „Abscheulich, sehen beinahe Lumpen." — Die Stimmen schwirren aufgeregt durcheinander.

„Was wollen Sie denn damit, Falten?"

Dem aber ist alles Blut aus dem schmalen Gesicht gewichen, seine Augen lodern in hellem Zorn, hat er doch nichts weiter, als das verhaßte Wort gehört. Die Fäuste hält er geballt vor den lautesten Redner. „Was ich damit will? — Euch erst mal zeigen, daß man vor dem Namenszug dieses ältesten vornehmsten Regiments Respekt haben muß. Dies sind keine „gräßlichen Dinger".

Und besinnungslos bringt er immer weiter vor, rechts und links nicht gerade sanfte Püffe verteilend, und da sich dieses niemand bieten lassen will, ist bald die schönste Keilerei im Gange. Vergebens sucht der Stubenälteste den Tumult zu beschwichtigen; hier muß eine höhere Autorität eingreifen, und wären die erhitzten Knabengemüter nicht so mit sich beschäftigt gewesen, sie hätten sehen müssen, daß der Erzieher ihr Treiben beobachtete.

„Und sie sind doch gräßlich, denn es sind ja Motten drin," schimpft halblaut irgend einer; doch Hansens feinem Ohr entgeht nichts; mit einem: „Was geht Sie es an, ob in der Schabrade meines Vaters Motten sind oder nicht," steht er schon vor dem Verblüfften. Doch eine feste Hand liegt plötzlich auf seiner Schulter und zwingt ihn durch ihre Schwere, erstaunt aufzusehen.

In die tiefe Stille hinein klingen ernst die begütigenden Worte des Erziehers: „Wir wissen alle, lieber Falten, die Schabrade mit diesem Namenszug zu ehren, nur die Kameraden ahnen nicht, daß sie Ihnen doppelt lieb sein muß, als ein Andenken an Ihren toten Vater."

Bei den letzten Worten ist er zusammengezuckt, und wie ein verhaltenes Beben geht es durch den schlanken Knabenkörper. — Er weiß es dem jungen Offizier Dank, daß er ihn mit hinüber nimmt in sein Zimmer und wird nie vergessen, wie er dort geweint und wie zum ersten Male jemand an seinem Kummer teilgenommen hat.

Der Liebe und wohlwollenden Güte seiner Vorgesetzten dankt er es, daß ihm das Einleben in die strenge Soldatenzucht leichter geworden ist, als so manchem. Das Vorbild seines Vaters, der heiße Wunsch, ihm ähnlich zu werden, haben ihn stets von neuem angespornt, alle Schwierigkeiten zu überwinden; stets schwebte das Ziel lockend vor seinen Augen. Sein vornehmer Charakter schuf ihm Freunde überall, und jene, denen gegenüber er in erster Stunde seine Ansicht so handgreiflich verteidigte, haben ihm bald nur Respekt und Bewunderung gezollt. —

Jetzt ist er dem Ziele nicht mehr fern, da er als Fähnrich in das Regiment seines Vaters gekommen ist.

„Ein Jahr vergeht schnell und dann bin ich Offizier," denkt er frohlockend und geht einrichtend in der öden, etwas düsteren Kasernenstube hin und her. Wieder steht er vor einem Spinde und seine Gedanken fliegen zurück. „Wieviel Spinde hast du dir wohl bereits eingerichtet!" — Ein Lächeln huscht über das hübsche, frische Gesicht, in dem nur die großen, blauen Augen noch an den einstigen Kadetten erinnern.

Sein erstes Spind im Korkorps, der Kampf um die „gräßlichen Dinger". Das Lächeln vertieft sich, nur in die Augen kommt ein trauriger Schein. Wie oft man sie ihm auch geschmäht, ihn verspottet, verlacht hat, in seiner zähen, fanatischen Liebe, mit der er noch heute an ihnen hängt, ist er ihnen treu geblieben. Er muß lachen, wenn er an die Angst der Tante denkt, die nach seinem Urlaub alles mit Kampfer bestreute, weil er ihr vielleicht die Motten ins Haus geschleppt habe. In Lichterfelde haben sie ganz hinten an der Wand im Spind gehangen, dort, wo die anderen die Bilder ihrer Flamme verborgen. Ihm waren diese Dinger lieber, als alles auf der Welt; ein Blick auf den verblaßten Namenszug zauberte frohe Bilder der Jugend herauf, richtete den gesunkenen Mut auf und golden leuchtend stand sogleich das Ziel vor Augen.

Auch hierher hatten sie ihn begleitet — wo waren sie doch nur gleich? Sie kamen dort in jene Ecke malerisch gruppiert und Vaters Säbel darüber. — Hier darf ihm niemand etwas sagen, hier kann er machen, was er will, in diesen vier Wänden ist er der Herr und seine Hände gleiten — wie einst — liebkosend über die Tuchfetzen.

„Herr Fähnrich!" —

Erstaunt dreht er sich um; ach so, der Putzer brachte die ausgeklopften Uniformen. „Hierher, Kaczmarek, so ist's gut danke." Was will der Kerl noch, warum verläßt er das Zimmer nicht, sondern steht und starrt, starrt eigentümlich nur auf einen Punkt? „Na, was soll's?"

„Herr Fähnrich. . ." Man sieht deutlich, daß der brave Pole noch etwas auf dem Herzen hat, aber sich nicht so recht mit der Sprache herausträut.

„Aber Kerl, was willst du?" Ein klein bißchen ungeduldig wird der junge Fähnrich nun doch, aber er bezwingt sich und, dem Putzer eine von den extra dazu gekauften Zigarren reichend, meint er lachend: „Nun schieß' mal endlich los, was möchtest du?"

Die Zigarre, oder mehr noch die freundliche Miene seines jungen Vorgesetzten haben ihm Mut gemacht.

„Zu Befehl, Herr Fähnrich, ich, ich möchten, möchten," kommt es noch etwas stotternd von Kaczmareks Lippen, „möchten gar nichts, aber wenn der Herr Fähnrich gütigst erlauben, möchte ich doch man sagen, daß wir sollen — da — die schönen goldenen Dingerchens dort lieber verbrennen, weil wir sonst kriegen am Ende noch die Motten in unsere ganz neue, teuere Uniform." — —

Das Gesicht des Fähnrichs wird immer erstaunter, immer länger; erst kann er gar nicht begreifen, was eigentlich sein Putzer will. „Schöne goldene Dinger," murmelt er mechanisch und folgt dem Blick und Finger des treuherzigen Burschen. Aha! Auch du, mein Sohn Brutus! Früher hörte ich bloß die „gräßlichen Dinger", deshalb verstand ich wohl nicht gleich — na ja —, hinausschmeißen hat euch ein jeder wollen, muß doch am Ende so unrecht nicht sein. „Meinst du wirklich, Kaczmarek?" — Zögernd langt er nach ihnen.

„Befehl, Herr Fähnrich, Mutter meiniges sagt, nichts ist sich schlimmer als Mottenfraß, große Schaden, und die Dingerchen. . ." „Nimm sie, — aber schnell in den Ofen damit, verstanden? Ich will sie nie wiedersehen, und nun — raus!" —

Der Fähnrich tritt ans Fenster und dreht sich erst um, als die Tür hinter dem besorgten Polen ins Schloß fällt. „Jetzt habe ich nur noch deinen Säbel, Vater," murmeln seine Lippen, „den hat die Zeit mir nicht zerstören können. „Die gräßlichen Dinger", unwillkürlich braucht er selbst das alte Wort, „waren nur in den Augen eines Kindes und eines dummmen polnischen Burschen schön, aber ob mir je die eigene, neue Schabrade so lieb sein wird? Die Zeit muß es lehren."

Der Premierminister als Dieb.

Während der Earl of Liverpool in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts englischer Premierminister war, reiste er einmal in eigener Kutsche, aber mit Postpferden von seinem Gute in Sussex nach London. Dort angelangt, stieg er in dem größten der damaligen Hotels ab, arbeitete nach dem Abendessen noch einige Stunden, um die mitgenommene diplomatische Korrespondenz zu erledigen, und fuhr am Morgen gleich nach dem Frühstück in dieser aufreibenden Beschäftigung fort. Als er seine Aufgabe beendigt hatte, klingelte er seinem Diener und befahl ihm, alles zur Weiterfahrt vorzubereiten, seine sämtlichen Sachen vom Tisch einzupacken, aber auch ja nichts liegen zu lassen und dann den Wagen zu bestellen.

Der Diener, ein Pferdebursche von seinem Gut, befolgte die Befehle des Ministers wörtlich und mit so unglücklichem Erfolge, daß, als sie abgefahren waren, bald der sturmmäßige, vielstimmige Schrei: „Haltet den Dieb!" an ihr Ohr schlug. Gleich darauf warfen sich ein paar Männer den Pferden in die Zügel, und um die zum Stillstehen gebrachte Kutsche drängte sich ein neugieriger Haufe von Menschen in mehr oder weniger drohender Haltung. Lord Liverpool, ärgerlich über die Störung, steckte den Kopf zum Wagenfenster heraus. Da sah er den Hotelwirt mit einigen seiner Bediensteten heranteuchen und hörte sie immer wieder „Haltet den Dieb!" brüllen.

„Was in aller Welt wollen Sie von mir?" schrie der Lord ihn an. „Wissen Sie nicht, daß ich der Earl of Liverpool bin?"

„So kann sich ein jeder nennen", erwiderte der Wirt, nach Luft schnappend. „Das wäre mir ein schöner Earl, der mein gesamtes Silbergeschirr mitgehen heißt."

„Was soll das heißen, Mensch?" fuhr der Minister seinen Diener an, der vom Bedientensitze heruntergeklettert war.

An Händen und Füßen bebend erschien der Unglücksmensch an der Wagentür. „Ja, Mylord", stotterte er hervor, „wenn ich etwas falsch gemacht habe, so ist es doch nicht meine Schuld. Sie wissen selbst, daß Sie mir befohlen haben, alles wegzuräumen und einzupacken —"

„Esel, damit meinte ich natürlich meine Papiere!" wetterte sein Herr.

„Ja, aber wirklich, Mylord, das haben Sie nicht gesagt", beteuerte der Bursche.

„Nun ja," mischte sich hier der Wirt ein, „wir haben schon genug gehört und wissen, mit was für einer Sippschaft wir es hier zu tun haben. Nur schnell die Schlüssel her!"

Damit hatte er das Gepäck vom Wagenverdeck geholt und streckte gebieterisch die Hände nach dem Bedienten aus.

Der überreichte ihm den Schlüssel zum großen Koffer, und auf offener Straße, umringt von einer großen Menschenmenge öffnete der Wirt das Gepäckstück und entnahm ihm all das sorgsam verstaute Silbergeschirr, das der Diener eingepackt hatte, ohne sich eines Unrechts bewußt zu sein. Angesichts der schadenfrohen Menge sah sich der Premierminister genötigt, dem ergürnten Wirt die nötige Aufklärung zu geben, ihn seiner vollkommenen Arglosigkeit wiederholt zu versichern und ihm ein Sühnegoldstück in die Hand zu drücken.

Erst lange nach seinem Tode plauderte des Earls Tochter unter dem Titel „Wunderliche Erinnerungen" dieses und einige andere Abenteuer ihres Vaters aus.

In Oregon wenden die Farmer eine eigenartige Methode zur Ausrottung der Feldwiesel (gophers) an. Sie fahren mit einem Automobil auf das Feld, schrauben einen Schlauch an das Ausflußrohr für Gasolindämpfe und lassen diese in die Schlupflöcher der Tiere strömen.